

Eduard Führt

Wir bauen wieder ,Rückbau' der Städte oder Umbau der Disziplin

Schrumpfung

‚Schrumpfende Stadt‘ ist in der Stadtplanung und -soziologie ein terminus technicus geworden, mit dem man Städte klassifiziert, deren Einwohneranzahl in erheblichem Maße zurückgeht und es so aussieht, als wäre dies von Dauer. Im Schrumpfen sieht man eine Gefahr für die Stadt.

Im letzten Jahrzehnt schrumpfen vor allem die Städte in Ostdeutschland. Das Phänomen findet sich jedoch überall und zu allen Zeiten. Allen ist Rom bekannt, dessen Bevölkerung erst im 19. Jahrhundert wieder so groß war wie in der Antike. Heute ist sie eine Metropole voll Leben, in die man gerne für ein paar Tage fährt, und sie steht in einer Reihe mit New York, Paris und London. Was – nebenbei gesagt – für die schrumpfenden ostdeutschen Städte hoffen läßt.

Ich glaube, daß die **Bezeichnung** für die **Bewältigung** des Vorgang wichtig wird, deshalb werde ich mich, bevor ich mich dem bezeichneten Vorgang zuwende, mit der Bezeichnung auseinandersetzen. Versuchen wir deshalb durch Sprach- und Bilderspiele, Begriff und Vorstellung von ‚Schrumpfen‘ zu präzisieren, um zu verstehen, was mit ‚schrumpfenden Städten‘ gemeint ist.

Wir sagen, daß ein ‚Vermögen schrumpft‘; ist es geschrumpft, dann hat man weniger als vorher. Geschieht dies in größerem Maße, dann war man vorher reich und ist nun arm. Wenn man nicht gerade Franziskaner (Bettelorden) ist, ist das Schrumpfen des Vermögens also etwas, das schlecht ist. Ist man allerdings Franziskaner, ist es unabdingbar und ethische Pflicht, ist es also gut.

Ein Apfel ist am Ende des Winters geschrumpft; das allerdings tut seinem Geschmack keinen Abbruch. Auch eine Salami schrumpft, wenn sie abhängt. Sie reift und schmeckt besser als wenn sie frisch wäre. Eisbeeren sind geschrumpft und bringen den besten Wein. Schrumpfen wäre also gar nicht schlecht.

Wenn ich ein Stück Zucker im Tee auflöse, schrumpft es dann? Schrumpft ein Baum, wenn er im Herbst seine Blätter verliert? Schrumpft die Apfelsine, wenn ich sie schäle? Schrumpfe ich, wenn ich mir die Haare schneiden lasse?

Wenn ich einen Krug leer trinke, schrumpft er dann? Wird er nicht einfach leerer? Bleibt aber Krug?

Wenn ich mit meiner Familie ein kleines Einfamilienhäuschen mit Wohnzimmer, Küche, einem Eltern- und zwei Kinderschlafzimmern bewohne, schrumpft es denn, wenn meine beiden Kinder erwachsen werden und ausziehen?

Wird das Haus nicht eher größer? Ziehen nicht viele alte Leute in eine neue, kleinere Wohnung, weil ihnen die alte Wohnung „zu groß geworden ist“?

Also wachsen denn nicht eigentlich die Städte, wenn die Einwohneranzahl zurückgeht?

Werden sie nicht größer, weil sie von weniger Bewohnern genutzt werden?

Auch in den speziellen Fachdiskursen ist das ‚Schrumpfen‘ durchaus ambivalent verstanden. So fand im Juli 2001 in Edinburgh die 32. Konferenz der ‚Environmental Design Research Association‘ (EDRA) zu dem Thema ‚Old World – New Ideas‘ statt, sie hatte den Untertitel ‚Environmental and cultural change and tradition in a shrinking world‘¹. Schaut man sich die Tagungsbeiträge an, so entdeckt man, daß mit schrumpfender Welt kein Verlust, nicht ein Kleinerwerden oder ein Wenigerwerden, sondern ein Näherzueinanderrücken und damit eine Qualitätsteigerung in den sozialen Beziehungen gemeint ist. In den Diskursen zur ‚schrumpfenden Stadt‘ jedoch ist es negativ gemeint. Das ‚Schrumpfen der Stadt‘ ruft nach der rettenden Hand der Fachleute.

Um nun abstrakter zu werden: ein quantitatives Weniger-werden als ‚Schrumpfen‘ zu bezeichnen, impliziert eine Bewertung des Vorgangs, einerseits bereits im Begriff, andererseits mit den Konnotationen. Es zeigt sich zudem in den Sprachspielen, daß ‚Schrumpfen‘ einerseits ein Vorgang ist, der das, was ‚schrumpft‘, als Ganzes und in seiner eigentlichen Materialität, in seinem eigentlichen Sein betrifft (deshalb schrumpft der Baum nicht, wenn er Blätter verliert). Andererseits scheint der Begriff nur insofern anwendbar zu sein, als die Existenz nicht als Ganze infrage gestellt ist, denn was ‚schrumpft‘, ist nicht verschwunden (wie das Stück Zucker).

‚Schrumpfen‘ ist ein intrinsischer Vorgang, bei dem man äußere Einflüsse zwar irgendwie mitdenkt (Es ist der äußere Frost, der die Weintrauben zu Eisbeeren schrumpfen läßt), der Focus, der Hinblick, der mit dem Wort ‚Schrumpfen‘ vorgenommen wird, ist aber auf das Sowerden, bzw. das Sosein des Gegenstands und nicht mehr auf die Ursachen seines Soseins orientiert. Die ‚schrumpfende Stadt‘ nimmt den Gegenstand ‚Stadt‘ selbst als Akteur des Schrumpfens, der Begriff nennt keine gegenstandsexternen Akteure.

Ferner gilt, daß die Bezeichnung eines Weniger-werdens von X als ‚Schrumpfen‘ ‚X‘ entwirft. Wenn man also zum Beispiel sagt, ‚die Wohnung wird größer, wenn die Kinder aus dem Haus sind‘ dann wäre dies erst einmal falsch. Denn die meßbare Wohnfläche bleibt konstant. Die Aussage des ‚Größer-werdens‘ der ‚Wohnung‘ ist erst dann richtig, wenn mit ‚Wohnung‘ subjektiver Wohnraum gemeint ist.

Die Abnahme der Einwohnerzahl usw. als ‚Schrumpfen der Stadt‘, also ein Weniger-werden von einzelnen Faktoren als essentielle Veränderung eines Gesamtphänomens zu bezeichnen, entwirft mit dem den Vorgang fassenden Begriff Referenzen, Kausalitäten und die Identität des Ganzen; einerseits werden Einwohneranzahl und Steueraufkommen als konstitutive und wesentliche Bedingungen von Stadt gedacht, andererseits ist Stadt im Wesentlichen von Einwohneranzahl und Steueraufkommen her definiert.

Stadtbeff

Die obigen Überlegungen zum Begriff des Schrumpfens führen uns zu der Frage, ob man überhaupt von schrumpfender Stadt sprechen kann. Was denn ‚Stadt‘ ist, die schrumpft? Wenn man Stadt im administrativen Sinne der Neuzeit versteht, also von der Quantität der Einwohner her definiert (ein Ort mit mindestens 5.000 Einwohnern ist eine Stadt, ein Ort mit mindestens 100.000 Einwohnern eine Großstadt) dann könnte man sagen, daß nicht nur die Einwohneranzahl, sondern auch die Stadt schrumpft. Wenn nicht mehr 110.000 Einwohner eine bestimmte Stadt bewohnen sondern nur noch 85.000 Einwohner, dann ist sie geschrumpft, sie ist nicht mehr Großstadt, sondern nur noch Stadt.

Wenn man demgegenüber den Stadtbegriff des Mittelalters nähme, und Stadt versteht als ein Ort, dem der Landesherr eine bestimmte Art und Anzahl von Stadtrechten verliehen hat, dann würde die Stadt nicht dann schrumpfen, wenn sie weniger Einwohner hätte, sondern dann, wenn ihr einzelne Rechte wieder aberkannt würden. Sie würde schrumpfen, wenn ihr etwa das Marktrecht genommen wäre.

Definierte man Stadt als Territorialmacht, wie etwa italienische Stadtstaaten der Renaissance, dann würde sie, wenn sie sich Land untertan macht, wachsen, wenn sie durch andere Mächte verdrängt wird, schrumpfen.

Heute sind Städte durch Staatsverfassungen eindeutig territorial umgrenzt, ihre Rechtslage hat sich in den letzten Jahren, in denen man davon spricht, daß sie schrumpft, nicht verändert. Die Einwohnerzahl hat sich zwar verändert; wenn sie vorher über 100.000 Einwohner hatte und darunter fällt, ist sie im administrativen Sinne nun nicht mehr Großstadt, sondern nur noch Stadt. Wenn sie 102.000 Einwohner hatte und fällt nun auf 98.000 Einwohner zurück, dann mag sie geschrumpft sein. Es mag auch weniger Förderung durch Bund und Länder geben. Allerdings lege ich dann eine administrative Definition von Stadt an. Dabei würde allerdings eine Reduktion der Einwohner von 150.000 auf 105.000 ohne Bedeutung sein. Für die administrative Definition von Stadt ist es wiederum von Bedeutung, ob die am Stadtrand wohnenden Bürger in den Grenzen des Stadtgebietes wohnen oder außerhalb. Die Einwohneranzahl verändert sich entsprechend, sie wächst oder schrumpft, Steuereinnahmen etc, verändern sich.

Aber wächst oder schrumpft deshalb ‚Stadt‘?

Es zeigt sich in den Fragen, daß es erforderlich ist, zu bestimmen, was ‚Stadt‘ ist. Man muß untersuchen, was wir denn unter ‚Stadt‘ verstehen, wenn wir meinen, sie ‚schrumpfe‘; man muß prüfen, ob man mit diesem Stadtbegriff übereingehen will und man muß diskutieren, welche Rolle sie in unserem Leben spielen und was sie als Institution in unserem Staate sein soll.

Hier in diesem Aufsatz kann es nicht darum gehen, verbindlich einen Stadtbegriff vorzugeben, um auf dieser Basis eine Stadtkultur zu entwickeln; die reflexive Entwicklung eines Stadtbegriffes kann vielmehr selbst nur als Ergebnis einer bestehenden und entwickelten Stadtkultur geschehen.

Ich möchte aber zumindest in die Richtung weisen: Stadt ist meines Erachtens Stadtkultur, ist Urbanität.

Diese hat zumindest drei Aspekte:

Geist

Georg Simmel, aber etwa auch Alexander Mitscherlich, um zwei Klassiker zu benennen, sehen in der Stadt einen Ort und ein Werkzeug der Cerebrierung. Für Simmel (Die Großstadt und das Geistesleben, 1903) muß die Fülle der sensorischen und kognitiven Zumutungen einer Stadt die Rezeptionsfähigkeit der einzelnen Subjekte übersteigen und die Subjekte so zu kultivierter Reserviertheit, individueller Befreiung, reflektierter Sozialität und zu Cerebrierung führen. Auch Alexander Mitscherlich (Die Unwirtlichkeit unserer Städte, 1965) geht es letztlich um Intellektualität und als Prozessualität der Gewinnung von Heimat. Sie entstehe nur, wenn Stadt Nicht-Ordnung, Heimliches sowie Unheimliches hat, dem man die eigene Heimat abringen könne (Mitscherlich 1965, S. 136f). Es ist der Erfolg des Abbringens, der die Heimat macht, die ermöglichten und gelingenden Aktivitäten der Bürger. Heimat ist für Mitscherlich nicht Selbstzweck, in der man sich verlieren und aus der Welt abkapseln soll, sie muß vielmehr insofern Heimat sein als man ‚einen festen Ort zum Abstoßen braucht‘ (Mitscherlich 1965, S.

24) Der ‚zum Wohnraumverbraucher entwirklichte Bürger‘ (Mitscherlich 1965, S. 38) müsse wieder zum Städter werden, der so seine Affekte besser befriedige.

„Befriedigung meint nicht Abwehr der Leidenschaften und Kanalisierung in manipulierten Richtungen, auf manipulierte Objekte hin, sondern höhere Cerebrierung. Mehr Intellektualität, freierer, bewußtseinskontrollierter Umgang mit der Triebnatur, ein festeres Verhältnis von Einsicht und Leidenschaft.“ (Mitscherlich 1965, S. 27)

Körper

Geist und Gesellschaft existieren nur im architektonischen Körper der Stadt. Ihre materiale, infrastrukturelle und baulich-institutionelle und ästhetische Ausstattung dient nicht nur der Entlastung von überflüssiger Arbeit und Unbequemlichkeit oder ihrer Verhübschung. Theatergebäude und -ensemble, Stadtbibliothek und Bücherbestand, Schwimmbad, ein dichtes öffentliches Verkehrsnetz und häufig eingesetzte, preiswerte und auch noch nach Ende der Vorstellung fahrende Verkehrsmittel entlasten die Menschen nicht nur, damit sie frei werden, sie sind unabdingbare Werkzeuge zur Herstellung und Verwirklichung von Urbanität. Die ästhetische Gestalt der Stadt orientiert und animiert.

Freiheit, Gemeinschaft, Öffentlichkeit

Stadt bedeutet Freiheit und Gemeinschaft. Diese politischen und sozialen Dimension der Urbanität heben etwa Häußermann und Siebel in ihrer Forderung nach einer neuen Urbanität hervor. Stadt sei stets in dieser Hinsicht wichtig gewesen und sei es auch als Utopie:

„Die Stadt war »ein soziales Totalphänomen« (Gurvitch), das eine andere Gesellschaft darstellte, Vorform der bürgerlichen Gesellschaft, mit allen negativen und positiven Merkmalen, die diese später auszeichnen sollte. Urbanität war damit nicht nur eine Lebens-, sondern eine Gesellschaftsform. Die Grundkategorie, auf die sich alle ihre Charakteristika zurückführen lassen, ist die der Freiheit: Freiheit von politischer Abhängigkeit in Form bürgerlicher Selbstverwaltung, von Ausbeutung in Form des freien Tauschs, von sozialer Deklassierung in Form rechtlicher Gleichheit. All dies war in der Stadt gebunden an Besitz, die bürgerliche Gesellschaft war von Anfang an Klassengesellschaft - aber selbst die Situation der Eigentumslosen, der Armen, des Pöbels unterschied sich von der der Landbevölkerung noch dadurch, daß sie als Personen frei waren, nicht mehr Leibeigene. Selbst wenn es ihnen materiell nicht besser ging als den Untertanen der Feudalherren, so hatten sie als Stadtmenschen doch Anteil an der historischen Perspektive der Emanzipation von persönlicher Unterdrückung und Naturabhängigkeit. Sie gehörten, weil sie in der Stadt lebten, einer anderen Zukunft an.“

(Häußermann / Siebel 1987, S. 238f)

Mit der Stadt im 19. Jahrhundert hätten sich weitere Aspekte des Urbanen zuerst als Sub- oder Gegenkultur entwickelt, die nun aber als Teilurbanitäten integrieren wären:

„... Im Bild der kämpferischen Solidarität proletarischen Milieus ist ebenso eine utopische Perspektive einbeschlossen: die Hoffnung auf eine befreite Solidarität in der kommunistischen Gesellschaft. Und selbst die in ihrer sozialen Perspektive äußerst reduzierte Figur des Flaneurs repräsentiert noch einen Teilaspekt bürgerlicher Kultur: die Befreiung von notwendiger Arbeit die Entlastung von der Mühsal alltäglicher Reproduktionsarbeit, das Befreitsein für Genuß und Kultur...“

(Häußermann / Siebel 1987, S. 241)

Der Raum einer Stadt – insofern sie urban ist – soll aber darüber hinaus Öffentlichkeit gewähren, also das Bewußtsein zeugen, Teilhaber an den ‚Geheimnissen‘ der Gesellschaft zu sein (Simmel) und die Möglichkeit geben, vollständige und kritische Erkenntnis über die eigene Position gewinnen zu können (Negt/Kluge) und unabhängig von der Person Zugang und Gehör zu finden und durch das Gewicht des Arguments an der Genese von ‚Geheimnissen‘ mitwirken zu können (Habermas), wenn ich diese drei zentralen Grundthesen über ‚Öffentlichkeit‘ hier einmal so kurz und abstrakt zusammenfassen darf.

Wenn man Stadt also als Urbanität begreift, dann wird man feststellen, daß sie nicht notwendig schrumpfen muß, wenn Einwohneranzahl und Steuereinnahmen zurückgehen.

‘Früher mag das so gewesen sein. Wenn in der Frühzeit der menschlichen Kultur ein Ort schrumpfte⁴, wenn die Bewohneranzahl zurück ging, wenn die Häuser verfielen und nicht wieder aufgebaut wurden, wenn der Handel abbrach, Jagd und Landwirtschaft sich immer stärker auf das unmittelbare Umland des Ortes beschränkte, dann wurde die Welt der Ortsbewohner kleiner, der von ihnen nicht mehr angeeignete restliche Raum war unbedacht, gehörte nicht mehr zur Lebenswelt, sodaß man wahrscheinlich tatsächlich von ‚schrumpfen‘ sprechen kann.

Heute werden Räume nicht leer, wenn Bewohner wegziehen oder weniger werden. Schon die Eigentumsrechte – seien es private oder staatliche – bleiben bestehen. Die Räume stehen den Menschen jederzeit und verhältnismäßig einfach als Naturreservat, als Urlaubsgebiet und als zukünftiges Erschließungsgebiet zur Verfügung. Noch was absolut leer ist, wird durch Kartierung, Katalogisierung und kognitive Ein- und Zuordnung Teil unserer Welt. Was aus der konkreten Nutzung ausgegliedert ist, wird – um auf ein nahes Extrem wie die Braunkohlengruben der Lausitz und auf ein fernes, wie die Antarktis zu verweisen – durch Aussichtstürme oder Fernsehberichte zum Teil unserer Lebenswelt. Es gibt keine ‚Weißen Stellen‘ mehr in den Plänen unserer Lebenswelt; was aus konkreter Aneignung und Alltagswelt ausgegliedert wird, ist, nun als Natur verstanden, weiterhin Teil unserer Welt. Unsere Welt schrumpft nicht mehr. Sie sortiert und strukturiert sich um, sie interpretiert Orte um, sie entdifferenziert, entsublimiert und entzivilisiert sich.

Schrumpfen der Urbanität der Stadt ist Ergebnis einer kulturellen Haltung, Ergebnis der Lustlosigkeit vieler Bürger, vieler kommunaler und der wirtschaftlicher Handlungsverantwortlichen auf Urbanität. Das Schrumpfen ist kein quantitativer, sondern vielmehr ein qualitativer Vorgang, in dem eine urbane Lebenswelt – ich will nun nicht sagen: wie sie war; aber vielleicht, wie sie erträumt worden war – zu einer desurbanen Agglomeration von Häusern umgebaut wird.

‚Rückbau‘

Wie gehen nun Architektur (als Disziplin), Städtebau und Stadtplanung faktisch mit der Situation um? Wie denken sie sie?

Architekten und Städtebauer/planer verstehen ihre Eingriffe in die ‚Schrumpfenden Städte‘ als ‚Rückbau‘. Man könnte nun sagen, wie auch anders? Die Zeiten, in denen man Gebäude errichtete, sind vorbei, jetzt stehen viele – zu viele – leer und da sie nicht einfach nur so stehen, sondern im Stehen enorme (Erhaltungs- und Verwaltungs-)kosten generieren, muß man sie ‚rückbauen‘. Warum benutzt man nicht mehr den in der deutschen Sprache bisher üblichen Begriff des Abreißen?

Der Begriff ‚Rückbau‘ ist natürlich auch ein Euphemismus für das Abreißen, so etwa wie die starken Kürzungen in den Sozialversorgungen der Bevölkerung als ‚Erhöhung der Eigenverantwortung‘ bezeichnet wird. Aber nicht nur.

Wenn man das ‚Rück‘ des Rückbaus bedenkt, dann meint es einen Zurückbau; es sagt damit, daß man mit dem Abriß eines Gebäudes etwas – das Grundstück? – in seinen vorhergehenden Zustand zurückdreht. Man sieht den Prozeß des Rückbauens als Inversion des Bauens und denkt dabei – und vielleicht entstand der Begriff von daher – an das Rückwärtsspielen eines Films.

Tatsächlich ist das natürlich nicht möglich und physisch und biologisch gesehen im Ergebnis – selbst wenn es so aussähe wie vorher – nicht der Fall. Die neue ‚Natur‘ des Grundstücks unterscheidet sich durch den Einschluß von alter Infrastruktur und Abrißüberresten in den Boden vom Naturzustand vor der Bebauung und somit in der gärtnerischen Bodenqualität, im Bewuchs.

Ein ‚zurück‘ gibt es aber auch in architektur- und sozialwissenschaftlicher Sicht nicht. Mental hat der Ort die Qualität des ‚Hier-war-mal-was-und-ist-jetzt-weg‘.

Städtebaulich und stadtkulturell gesehen ändert jedes abgerissene Gebäude den Ort als Ganzes. Jeder einzelne Abriß strukturiert das Ganze um, in vielen Hinsichten.

Ein Abriß ist also kein ‚zurück‘ in eine schon gehabte Vergangenheit, sondern ein ‚voraus‘ in eine andere Konfiguration und ein anderes Ganzes. Das Wort ‚Rück‘bau versteckt den Entwurfscharakter der Tat.

Mit dem Wortteil ‚Bau‘ des Rückbaus wird angezeigt, daß das Abreißen ein Bauen ist. Es wird zum einen deutlich gemacht, daß das, was getan wird, Kompetenz erfordert und so Aufgabe eines Architekten ist.

Zum anderen wird dadurch ein spezifischer Handlungstypus präbendiert.

Warum benötigt ein Architekt die Qualifizierung seiner Arbeit als Bauen, auch wenn er abreißt?

Weil anders der Architekt nicht mehr Architekt sein kann, weil es beim bestehenden Verständnis von Architektur und vom architektonischen, städtebaulichen und stadtplanerischen Handeln nicht anders denkbar ist.

Das möchte ich noch ein wenig genauer untersuchen:

Der Handlungstyp ‚Bauen‘

Der Architektur scheint ein Handlungstypus – das Bauen – zu eigen, ohne den das Tun – auch wenn es mit Gebäuden zu tun hätte – nichts mit Architektur zu tun hat.

So meint man mit Architektur entweder die Objekte oder ihre Gesamtheit (etwa: ‚die Architektur in Berlin‘) oder die Herstellung der Objekte. Das wird besonders deutlich, wenn man sagt, man ‚studiere Architektur‘, man studiert dann das Bauen, nicht etwa das Wohnen.

Das würde sich ja auch komisch anhören, wobei allerdings ist die Komik disziplinspezifisch ist (und so auf Paradigmen der Disziplin verweist), wenn man etwa an einer Musikhochschule ‚Saxophon studiert‘, studiert man nicht Saxophonbau, sondern Saxophonspielen.

Sprechen wir ein wenig weiter über's Saxophon und denken dabei an die Architektur.

Das Saxophon ist ein Instrument, das 1841 erfunden wurde. Es wird bis heute immer wieder neu gebaut, was jeweils eine hohe Kunst ist.

Für's Saxophon werden von einem Komponisten unterschiedliche Musikstücke entworfen, was natürlich auch eine hohe Kunst ist. Das Verhältnis von Saxophon und Musikstück ist offen, das Saxophon bietet ein Feld musikalischer Möglichkeiten, in denen das Musikstück entworfen wird. Andererseits ist die Beziehung zwischen Saxophon und Musikstück wechselseitig generativ, denn das Saxophon generiert die spezifische Musik, aber die Musik generiert auch das Saxophon, sie macht etwas aus dem Saxophon. Die Möglichkeiten eines Saxophons als solches sind abstrakt; erst das Musikstück entwirft die konkreten Möglichkeiten des Saxophons; was die Frage aufwirft, wer denn eigentlich und wann das Saxophon entworfen hat, Adolphe Sax in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder Coleman Hawkins in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Der Saxophonspieler wiederum – wenn er denn seinem Namen Ehre macht – wendet das Stück nicht an, noch führt er es aus. Er spielt es, d. h. er legt die offenen Angaben des Komponisten aus, interpretiert es, macht es schlüssig, was noch einmal eine hohe Kunst ist.

Ist das in der Architektur anders? Tatsächlich?

Ist Architektur nur Bauen und Bau?

Sicherlich! Aber nicht nur.

Man denkt die Architektur heute oft nur bis zum (Saxophon)bau. Was danach kommt, sei fachfremd, eher störend, weil die Nutzer sich so gar nicht um die Ideen der Architekten kümmern, oder gar zerstörend, weil sie die Architektur verwöhnen.

Das im Umgang mit den ‚Schrumpfenden Städten‘ weitgehend herrschende Architekturverständnis nimmt an, daß Architektur Ding (auch Kunstwerk) ist, etwas, das mit seinem Entstehen an seine Vollendung, an sein volles Ende gekommen ist.

Tatsächlich aber hat Architektur erst dann Sinn (als Zweckbau und als Kunstwerk), wenn es ästhetisch und praktisch angeeignet wird, wenn in ihr wahrgenommen, empfunden, gehandelt, gewohnt wird. Wie beim Saxophon.

Es gibt – wie beim Saxophon – Stücke, d.h. klar definierte und strukturierte kulturelle Aneignungsweisen. Und es gibt individuelle Auslegungen und Interpretationen.

Wenn in einer Familie nicht mehr Saxophon gespielt wird, was tut man dann? Man verkauft es. Oder man packt es gut für später weg. Oder, was eigentlich das beste wäre, man lernt es spielen. Das kostet zwar Mühe, auch Geld, ist aber dann toll.

In den Schrumpfenden Städten würde man das Saxophon vernichten und ein neues bauen, oder vielleicht ein Klavier anschaffen.

Niemand kommt hier auf die Idee, die vorhandene Stadt zu bespielen zu lernen, und damit Urbanität zu generieren. Statt dessen wird (alte Bausubstanz) abgerissen, sorry: ‚rückgebaut‘ und neu gebaut, etwa – nehmen wir zur Erläuterung ein Beispiel -: ein Zelt!



Zelt (2001), Cottbus-Sachsendorf

Dieses Zelt wurde kürzlich im ehemaligen – so muß man sagen, weil inzwischen fast alle Geschäfte geschlossen sind – Zentrum einer komplexen Plattensiedlung in Cottbus Sachsendorf mit hohem finanziellem Aufwand (man spricht von 700.000 Euro) gebaut. Klar, die Plattensiedlung Sachsendorf, in der vor der Wende ungefähr 25.000 Menschen gelebt haben, hatte ca. 1/3 seiner Einwohner verloren, und man muß und will ja auch etwas tun.

Aber warum muß schon wieder gebaut werden? Was kann man mit dem Geld fürs Zelt – vor allem, wenn man den Betrag als Anteilsfinanzierung in ein größeres Projekt einbringt – alles an Aktivitäten ausführen und initiieren. Wieviel Stadt, besser: Urbanität entsteht durch das Zelt, wieviel könnte entstehen, wenn man bestehende Läden und Kneipen subventioniert oder die Entstehung neuer Geschäfte, auch von Ich-AGs, finanziell unterstützt hätte?

Viele Fachleute werden jetzt sagen, daß dies nicht die Aufgabe von Stadtplanern und Städtebauern sei. Aber was ist ihre Aufgabe? Doch nicht allein zu bauen (das ist die Aufgabe der Bauindustrie), Bauen muß doch Sinn machen. Das Ziel muß doch sein, Stadt herzustellen. Stadt als Urbanität!

Architektur als Organisation und Kultivierung des Gebrauchs

Die Disziplin war nicht immer auf das Bauen ausschließlich konzentriert.

Schon Vitruv unterscheidet aedificatio und architectura, das Bauen von der Architektur⁵. Diese Differenz wird heute oft übersehen. Man muß jedoch nicht gerade bis in die Antike zurückgehen – vor allem da Vitruv ein antikes Verständnis von Architektur hat, um das trans-aedificative Verständnis von Architektur zu erneuern und um entsprechende methodische Vorgehen und Ziele zu diskutieren.

Eines der frühesten modernen Bücher zu Städtebau und Stadtplanung wurde 1775 (Hamburg, Leipzig) von dem Hamburger Kameralisten Johann Peter Willebrand vorgelegt:

*Grundriß einer schönen Stadt
in Absicht ihrer Anlage und Einrichtung zur
Bequemlichkeit, zum Vergnügen, zum Anwachs und zur Erhaltung ihrer Einwohner*

Nachdem man die ersten 31 Kapitel über die Grundlage des Klimas für den menschlichen Charakter und als Basis einer Völkerpsychologie hinter sich gebracht hat, gelangt man zu 169 Paragraphen über den ‚Abriß einer schönen Stadt‘, wobei ‚Abriß‘ hier nicht das Niederreißen, sondern ein Skizzieren, ein Überblickgeben meint.

Für eine schöne Stadt seien die Lage und die gesunde Luft wichtig (§ 8), eine gute Anbindung an benachbarte Städte, eine glückliche Nachbarschaft mit Ihnen und gepflegte Zufahrten zur eigenen Stadt (§ 17).

Auf Fußgänger sei besondere Rücksicht zu nehmen, ihnen sei ein Gefühl für Sicherheit zu vermitteln und Sauberkeit, Ordnung und Schönheit zu pflegen (§§ 21-23). Wichtig für die Außendarstellung einer Stadt sei es wichtig, wie sich die Beamtenschaft verhält:

§ 12

Ein jeder macht sich schon eine gute Vorstellung von der innerlichen Einrichtung einer Stadt, auch von der Weisheit und Aufmerksamkeit ihrer Regenten und Vorsteher, wenn gleich beym Eintritte in dem Stadt-Gebiete sich schon eine vernünftige Anordnung zeigt;

Wenn zum Beyspiel an den Grenzen und Pässen die Besatzung aus wohl erwählter und bekleideter Mannschaft besteht, auch wenn die Baraquen oder Wohnungen derselben von Ziegelsteinen oder sonst tüchtig gebauet sind, und wohl unterhalten werden, ja wenn selbst das Gitter-Thor am Paß nach seinem Geschmack angeleget, und wohl mit Farben versehen ist, und bey dunkeln Abend-Stunden vermittelst unterschiedlicher Nacht-Laternen erleuchtet wird.

Die Bediensteten sollen sich den Ankommenden freundlich gegenüber verhalten und sie nicht unnötig aufhalten.

Im Inneren sind diese Maximen weiterzuführen. Insbesondere seien die Städte in der Nacht gut zu beleuchten, die Straßen zu reinigen, Spazierwege und Grünflächen anzulegen und zu pflegen.

Willebrand zählt für die Vorstädte, wie für die Innenstädte eine Reihe unbedingt erforderlicher bedürfnisgerechter Einrichtungen der Grundversorgung und der Kultur auf, von denen er natürlich auch wünscht, daß sie baulich gelungen sind. Stets aber geht er darüber hinaus und verlangt zur Erzielung der Schönheit einer Stadt gepflegte Situationen und liebevolle und engagierte Stadtbeamte und Mitbürger: (siehe etwa):

§ 123

Einer vollständigen Stadt muß es billig beydes zur Zierde als zu Vermehrung der Erkenntnisse nicht an einer öffentlichen Bibliothek, an einer ansehnlichen Sammlung von natürlichen und künstlichen Seltenheiten, und an einem erhabenen hervorragenden zu manchen Beobachtungen der Himmelskörper eingerichteten Gebäude, oder an einer Sternwarte fehlen. Die Büchervorraths-Säle und die Kunstkammern sind Schulen, darinnen uns todte Lehrer unterrichten: und darum habe ich die Anzeige ihrer Nothwendigkeit zur Verschönerung einer

schönen Stadt unter einer Aufschrift vereiniget, und verbinde sie billig mit den öffentlichen Schul-Anstalten.

Im Betracht der Bauart und Einrichtung, ja selbst in Erwegung ihrer Aufseher, müssen beyde Anstalten fast auf gleiche Weise besorget werden.

Ein Bibliothecarius und Kunstverwalter, der seinem Posten und seinen Beförderern Ehre machen soll, muß, wie ein jeder selbst begreift, eine über alle Maaßen ausgebreitete Erkenntniß in todten und lebendigen Sprachen, und fast in allen Theilen der Wissenschaften und Künste besitzen; (....)

Ein unordentlicher, mürrischer, träger, unverständlicher und gewinnsüchtiger Kunstverwalter vermehret auch eben so wenig die Schönheit einer reichen Kunstkammer, als ein Bibliothecarius von dieser Beschaffenheit ein wohlwählter Aufseher eines Bücher-Schatzes ist.

Willebrand geht darauf ein, daß die von ihm für die Verschönerung gewünschten Einrichtungen auch baulich von höchster funktionalen und ästhetischen Qualität sein müssen, betont aber stets besonders, daß sie sozial und stadtgesellschaftlich bereits als Institution für die Schönheit der Stadt wichtig sind. Sie generieren Gemeinschaft und ‚civitas‘:

§ 148

Jedoch das Beste, was man in den vornehmsten Städten antrifft, wodurch jedermann ergötzet werden kann, und was gleichwol niemand zu einiger Beschwerde gereicht, ist der Gebrauch, öffentliche Versammlungs-Häuser anzulegen, die unter dem Namen Casino bekannt sind.

Diese Häuser locken in den Winter-Monaten, sobald es dunkel wird, durch Erleuchtung und Musik jedermann in die geräumigsten Sääle, davon einige zum Stillsitzen, andere zum Hin- und Hergehen, und zu Erhaltung dieser und jener Erfrischung eingerichtet sind, und wo es einem jeden freystehet, zu kommen und davon zu gehen, wenn es ihm gefällt.

Ob die mehresten deutschen Städte, in Betracht der Begegnung gegen Fremde, und in Betracht der Sorgfalt, sie an sich zu locken und zu unterhalten, der einen oder der andern gepriesenen Nation ähnlich sind, kann ich nicht entscheiden. Ich habe nur zwei Städte in Deutschland gefunden, die sich der Lebensart der Franzosen nähern, die beflissen sind, Fremden und wohlhabenden Einwohnern den Aufenthalt angenehm zu machen.

Das aber weiß ich desto gewisser, daß viele Fremde und Deutsche von Geschmack, deren Geister sich aber nicht nach Spiel und Schwelgerey sehnen, den deutschen Städten öffentliche Versammlungs-Häuser von Welscher Einrichtung wünschen.

Es sind, und dies faßt Willebrand bereits gleich am Anfang seines Buches zusammen, gerade nicht die Bauten, die die Schönheit einer Stadt ausmachen, sondern die Möglichkeiten und Qualitäten städtischen Lebens:

§3

Ausser weisen und dem National-Character der Bürger angemessenen Gesetzen, welche die Verehrung Gottes, die Erhaltung des Eigenthums der Bürger, eine weise Erziehung, Ehrbarkeit der Sitten, Handel und Gewerbe, Ueberfluß an Lebensmitteln, Ruhe und Sicherheit des Leibes, und des Lebens und Bequemlichkeit befördern, welche die Tugend belohnen und das Laster bestrafen, sind getreue, leutselige, uneigennützig und aufmerksame Vorgesetzte, und sittsame und folgsame Bürger von allen nöthigen Gewerben die wahre Zierde

einer Stadt, und wo dieses nicht anzutreffen ist, da wollen es Oboliken, Pracht-Säulen, Denkmähler, breite Gassen, stolze öffentliche Gebäude, hohe Spitzen, schattigte Luftgänge, anmuthige Bälle, Glockenspiele u. s. f. nicht ausmachen; daran können nur Augen und Ohren, nicht aber das Herz Annehmlichkeiten finden.

Wie eingangs gesagt, kann ich hier keine Geschichte der Ansätze schreiben, die Architektur und Städtebau/Stadtplanung als Ordnen der Lebenspraxis und als Kulturalisierung des Alltags verstehen und entsprechende Methoden zu entwickeln suchen, wobei ich aber den Schwerpunkt der diesbezüglichen Überlegungen in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts annehme.

Sicherlich aber ist hier Jane Jacobs zu bedenken, die in ihrem wichtigen Buch ‚Tod und Leben amerikanischer Städte‘ (1961, dt. Übersetzung 1963) von einer „Pseudowissenschaft der Stadtplanung und ihrer Schwester, die Kunst des formalen Städtebaus“ (S. 16) spricht, die keinen Zugang zu den Wirklichkeiten von Städten und städtischem Leben habe.

Für sie ist Stadtplanung Organisation des öffentlichen Raumes. Die Straße hat dabei eine wichtige Funktion. Ist sie monofunktional und dann nach den dafür üblichen Nutzungszeiten unbelebt, so wird sie Hort von Verbrechen. Wird sie polyfunktional, d. h. auch von den unterschiedlichsten Nutzern durchgehend belebt und besteht in ihr eine klare Abgrenzung (S. 32) zwischen öffentlich und privat genutztem Raum, so ist sie sicher.

Die Bedingung für die Polyfunktionalität sind unterschiedliche Läden und öffentliche Institute. Dadurch wird die Straße belebt, das Verhalten ist funktional und temporal dispers. Das wiederum ist spannend zu beobachten und bringt deshalb nunmehr Leute dazu, die Straße zum Flanieren zu benutzen. Zudem setzen sich die Ladenbesitzer aus existentiellen Gründen für Ruhe und Ordnung auf ihrer Straße ein.

„Nicht jeder in einer Großstadt steuert zur Sicherheit der Straßen bei, und mancher, der in ihr wohnt, mancher, der in ihr arbeitet, ahnt nicht, warum seine Nachbarschaft sicher ist. In der Straße, in der ich wohne, passierte neulich etwas, das mich aus eben diesem Grunde interessierte.

Mein Wohnquartier ist, wie ich erklären muß, eher klein, aber es umfaßt eine beachtliche Vielzahl von Gebäuden, verschiedene Typen von Mietshäusern und drei bis vierstöckige Häuser, die in billige Wohnungen aufgeteilt worden sind, mit Läden im Erdgeschoß, oder die, wie unseres, wieder Einfamilienhäuser geworden sind. Gegenüber waren früher meist viergeschossige backsteinerne Mietshäuser mit Läden im Erdgeschoß. Aber vor zwölf Jahren sind verschiedene dieser Gebäude von der Straßenecke bis zur Mitte des Abschnitts in ein einziges Gebäude mit kleinen teuren Apartments und Fahrstühlen zusammengefaßt worden.

Das Ereignis, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein unterdrückter Kampf zwischen einem Mann und einem kleinen Mädchen von acht oder neun Jahren. Der Mann schien das Mädchen veranlassen zu wollen, mit ihm zu gehen. Abwechselnd schien er ihr zu schmeicheln und sie dann wieder kaum zu beachten.

Das Mädchen machte sich so starr, wie es Kinder tun, wenn sie Widerstand leisten; es stemmte sich an die Wand eines der Mietshäuser gegenüber.

Während ich aus einem Fenster im zweiten Stock unseres Hauses zusah und mir gerade überlegte, wie ich eingreifen sollte, falls es ratsam schiene, stellte ich fest, daß es gar nicht notwendig sein würde. Aus der Metzgerei unten im Mietshaus war die Frau herausgetreten, die mit ihrem Mann den Laden führt; sie stand in

Hörweite des Mannes mit gekreuzten Armen und einem entschlossenen Ausdruck im Gesicht. Joe Cornacchia, der mit seinen Schwiegersöhnen das Delikatessengeschäft führt, war ungefähr im selben Augenblick erschienen und stand ruhig auf der anderen Seite. Verschiedene Köpfe reckten sich aus den Fenstern des Mietshauses darüber, einer zog sich rasch zurück, und kurz darauf erschien der Eigentümer selbst in einer Tür hinter diesem Mann. Zwei andere Männer kamen aus dem Laden neben der Metzgerei und warteten. Auf meiner Straßenseite sah ich, daß der Schmied, der Obstladen- und der Wäschereibesitzer ebenfalls aus ihren Läden getreten waren und daß diese Szene auch von den Fenstern neben unseren beobachtet wurde. Der Mann auf der Straße wußte und sah das alles nicht, aber er war umstellt. Keiner wollte zulassen, daß ein kleines Mädchen entführt würde, auch wenn man nicht wußte, wer es war. Es tut mir leid – aus rein dramaturgischen Gründen – berichten zu müssen, daß sich das kleine Mädchen als die Tochter des Mannes entpuppte. ..."

Jacobs 1961, S. 34f

Der heutige Leser des oben zitierten, natürlich zu idyllisch geratenen Textes erkennt die Gefahr für den Vater (!!!) des kleinen Mädchens in dem wohl – wie sich herausstellt – harmlosen kleinen Familienkonflikt. Jane Jacobs übersieht die Gefahr von Kontrolle, Bevormundung, Ausgrenzung und des Mobbings. Trotzdem ist ihr Konzept wichtig.

Die von ihr auch noch an vielen anderen Stellen in ihrem Buch beschriebenen Straßen sind Straßen in einer Großstadt, in der Nutzungsmischung und Vielfalt besteht. Die sie nutzenden Menschen sind in ihrem Handlungsraum nicht auf Familie, Freundeskreis und ihre enge Nachbarschaft beschränkt, sondern streuen ihre sozialen Kontakte über einen großen Raum. Sie verbinden so auch Nachbarschaften miteinander. Sie haben zudem dabei mit Fremden umzugehen.

Die Öffentlichkeit der Straße (oder was auch immer die konkrete Straße ersetzt) bringt Leute zusammen, die sich nicht auf intime und private Weise kennen; dies zwingt sie, vorsichtig miteinander umzugehen und sich ihnen unabhängig von der Person zuzuwenden.

Entmischung von Funktionen, Isolierung von einzelnen Handlungskomplexen (Spielplatz, Park, Straßen für Autos, Wege für Fußgänger etc.), soziale Segregation und ausgegrenzte Privatwelten, wie sie bei Gartenstädten und modernen Siedlungen angestrebt werden, bildeten keine urbane Straßenöffentlichkeit.

Diese sei allein durch eine große Anzahl von Menschen zu erzielen, die viele Dienste in Anspruch nehmen, zudem nach verschiedenen Tagesplänen unterschiedlichen Aktivitäten nachgingen und verschiedene Ziele verfolgten (S. 96f).

Dazu braucht es eine Mannigfaltigkeit von Nutzungsangeboten (Geschäfte, Ämter etc), viele kleine Straßen statt weniger großer, eine vom Alter und vom Zuschnitt her heterogene Gebäudesubstanz und natürlich eine beachtliche Wohndichte (S. 109)

Erst so komme es zu einer vielfältigen und deshalb funktionierenden und wegen aller Dynamik auch stabilen Lebenswelt. So könne die Straße dann auch für Kinder zur Schule des Lebens (S. 62) werden.

Es zeigt sich in Jacobs Buch, daß Stadtplanung und Städtebau vorrangig Organisation und Förderung der Urbanität sowie der sozialen Heterogenität und Dichte sind.

Jacobs ist dabei nicht grundsätzlich gegen Gestaltung von Stadt. Sie geht dezidiert mit Kevin

Lynch in der Forderung nach Akzentuierung der funktionellen Ordnung der Stadt (S. 194) überein. Allerdings ist sie gegen ein Verständnis von Stadt als Kunstwerk.

„Indirekt durch die utopistische Tradition des 19. Jahrhunderts und direkt durch die realistische Doktrin einer aufgezwungenen Kunst ist also die moderne Stadtplanung von Anfang an sehr belastet gewesen mit dem unangebrachten Bestreben, Städte in Kunstwerke zu verwandeln.

Wie Wohnungsbauer, die hilflos sind, wenn sie an etwas anderes denken sollen als an Siedlungsbauten, oder wie Straßenbauer, die nichts anderes im Kopf haben, als auf Mittel und Wege für die Unterbringung von noch stärkerem Verkehr zu sinnen, so sind auch Architekten, die sich mit Städtebau befassen, hilflos, wenn sie sich eine sichtbare Ordnung der Stadt anders vorstellen sollen als in der Form des Ersatzes von Leben durch Kunst.

Die Städtebauer sollten statt dessen zu einer Methode zurückkehren, die beides, Kunst und Leben, veredelt, die das Leben in der Stadt versinnbildlicht und dazu beiträgt, klärend auf die innere Ordnung einzuwirken.

...

Weil wir in großen Städten leben und daher unsere Erfahrungen mit ihnen gemacht haben, verfügen die meisten von uns bereits über eine gute Grundlage zum Verständnis für ihre innere Ordnung. Einige unserer Schwierigkeiten, sie zu verstehen, und viele der chaotischen Wirkungen sind darin begründet, daß die funktionelle Ordnung ästhetisch nicht genügend unterstützt oder – noch schlimmer – ihr in vielen Fällen visuell widersprochen wird.

Wenn Stadtplaner nach einer Planungsmethode suchen, die in klarer und schlichter Manier das »Gerüst« der Stadtstruktur ausdrücken soll (Schnellstraßen und Grünanlagen sind beliebte Objekte für diesen Zweck), befinden sie sich bereits auf dem Holzweg. Eine große Stadt setzt sich nicht zusammen wie ein Säugetier oder ein Stahlskelettbau oder ein Wabensystem.

Struktur und Form erhält ein Stadtgebiet lediglich durch Dynamik und Mannigfaltigkeit der Nutzung.

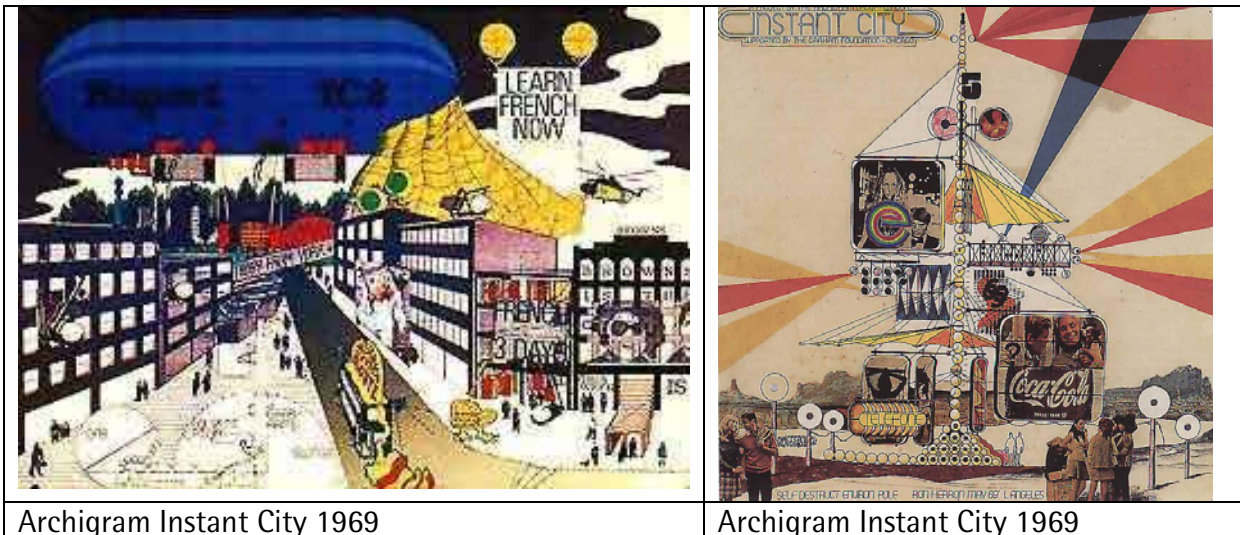
Jacobs 1961, S. 192f

Die wichtigste Funktion bei Jacobs haben die kleinen Geschäfte, sie werden nicht als Anbieter von Waren, sondern als Sozialdienstleister, als Policy, Stadtwächter, Sozialarbeiter verstanden.

Jane Jacobs bezog sich in ihrem Buch auf Kevin Lynch und seine Untersuchung zum ‚Bild der Stadt‘ (1960). Heute wird er gerne als Städtebautheoretiker genommen, dem es um die Gestalt der Stadt ging; heute sieht man ihn eher im Gegensatz zu Jane Jacobs. Tatsächlich – und deshalb kann sie ihn auch zitieren – ging es Lynch um das mentale Bild von Stadt, um das Wissen, wo man denn sei, wobei mit ‚wo‘ nicht ein topographischer Ort, sondern der Charakter einer Lebenswelt nachgefragt ist. Die Gestaltung ist für Lynch kein Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Lebensweltbestimmung, – strukturierung und –umgrenzung. Es geht ihm um die das Handeln und Verhalten ästhetisch organisierende Stadt im Kopf. Dies wird in den fünf zentralen Begriffen seines letzten Werkes (‚A Theory of Good City Form‘, 1981) deutlich: vitality, sense, fitness, access, control.

Natürlich gibt es noch weitere, interessante Ansätze, deren Grundgedanken man aufnehmen könnte, dann aber kritisch weiterentwickeln müßte.

Ganz sicherlich wäre Archigram herauszuheben, nicht mit ihren technischen Spinnereien (Plug-in city, Walking City), sondern mit ihrem Konzept zur ‚Instant City‘ (1969) Architektur ist hier ein temporäres Medium, um das Leben in langweiligen englischen Landstädtchen zu urbanisieren. Ron Herron und Peter Cook dachten sich dazu einen Zeppelin, der die die Urbanität provozierenden Ausstattungen an- und wieder wegtransportiert. In der Nähe von Cottbus gäbe es für ihn bereits eine entsprechende Halle.



Archigram Instant City 1969

Archigram Instant City 1969

Vielleicht wäre Christopher Alexanders pattern language wichtig, vor allem seine Veröffentlichung ‚A City is not a Tree‘ (1965), allerdings bindet Alexander in seinen späteren Schriften die lebenspraktischen patterns in einer Art Kurzschluß zu eng an gebaute patterns an.

In den letzten 40 Jahren propagieren einzelne Stadtplaner die désordre als funktionales und ästhetisches Prinzip von Stadt. Am Anfang der Diskussion stand Robert Venturis ‚Complexity and Contradiction‘ (1966), das sich allerdings allein mit dem ästhetischen Gegenstand beschäftigte. Ihm folgte ‚Collage City‘ (als Aufsatz ursprünglich 1975, als Buch 1978) von Colin Rowe und Fred Koetter, in dem es um das Nebeneinanderstellen (obwohl es als Dialektik bezeichnet wird) von grundsätzlich diametral entgegengesetzten Verständnissen von Stadt (Struktur – Ereignis, Stadt als Raum – Stadt als Objekt) geht. Allerdings bleiben die beiden Autoren ebenfalls zu sehr in der Dingwelt kleben; sie haben das heterogene Ambiente, nicht das Leben im Blick.

In den letzten Jahren wird intensiv die ‚Zwischenstadt‘ (1999) von Tom Sieverts diskutiert; auch hier geht es um désordre. Sie nimmt vieles auf, was Rowe und Koetter diskutieren, denkt aber stärker in soziologischen Kategorien, also in Bezug auf den Nutzer; sie neigt aber – wie diese – zur Fixierung aufs Dingliche.

Als Theorie halte ich Rem Koolhaas‘ Städtebautheorie des ‚Delirious New York‘ (1978) wegen der Übertragung der Methode der ‚Kritischen Paranoia‘ in die Architektur für wichtig; aber auch damit hat sich OMA dann allein aufs Bauen fixiert.

Man müßte die Situationalisten ansprechen, wenn sie nicht so verschoben wären und eine ernste und hilfreiche Auseinandersetzung mit der gegebenen Realität verweigerten.

Man sollte sich vielleicht auch wieder mit der Theorie der Inszenierung beschäftigen, dann aber im Gegensatz zu den 70er und 80er Jahren weniger mit dem Bau von Kulissen als mit dem Aufführen und dem szenischen Spielen.

Umbau von Städtebau und Stadtplanung als Disziplinen

Im wissenschaftshistorischen Rückblicken erkennt man Ansätze, um ein beschränktes Architekturverständnis und eine enge Sicht auf die Stadt zu überwinden.

Viele erkennen auch, daß die Verbindung zwischen Architekt, Gebäude und Nutzer keine eindimensionale Kette ist, kein ‚Newton's Cradle‘, bei der die Kraft in einer Reihe von an Fäden aufgehängten Stahlkugeln von einer hochgehobenen ersten Kugel über alle anderen unbewegt bleibenden Zwischenkugeln an die letzte Kugel gegeben wird, die dann so weit wegspringt, wie die erste Kugel angehoben wurde.

Wenn ein Gebäude fertig ist, geht es ins Leben. Im Leben wird es aus Situationen und zu Zwecken ausgelegt und kreativ gebraucht.

Unter diesen Wirkzusammenhängen reicht es nicht hin, ein Gebäude einfach hinzustellen und zu erwarten, daß sich das Leben ändert.

Im Nachdenken über ‚Schrumpfenden Städten‘ muß man – glaube ich – erkennen, daß es nicht um die Schrumpfung der gebauten Stadt geht, sondern um die Schrumpfung von Urbanität; nicht einmal um Schrumpfung, sondern um die Transformation von Urbanität in betriebsnudeliges, de-respublikarisches Nebeneinander.

Um das klar zu sagen – die Herstellung von Architektur soll nicht aufgegeben werden; sie ist auch bei Schrumpfenden Städten anzuwenden. Aber wir müssen endlich einmal den Gegenstandsbegriff erweitern und Stadt nicht als Ding allein begreifen, sondern als einen Charakter des Lebens und Zusammenlebens.

Dazu müssen sich die Disziplinen über ihr eignes Verständnis besinnen und neue Methoden entwickeln; es gibt Vorarbeiten.

Anmerkungen

1. Environmental Design Research Association (ed); Old World – New World. Environmental and cultural change and tradition in a shrinking world. Proceedings of the 32nd Annual Conference of the Environmental Design Research Association; Edmond, Oklahoma 2001
2. Häußermann / Siebel 1987, S. 32 und 1988
3. Im Zusammenhang mit einem Vortrag auf dem Kongreß 'Stadt, Kultur, Natur – Chancen zukünftiger Lebensgestaltung, den die Baden-Württembergische Landesregierung vom 5. bis 7. Oktober 1987 in Stuttgart veranstaltete. Siehe Wildenmann 1989
4. dazu etwa Maier / Vogt 2001
5. ich gehe hierauf ausführlich in Führ 2004 ein

Literatur

- Christopher Alexander; A City is not a Tree; in: *Architectural Forum*, Vol 122, No 1, April 1965, pp 58-62 (Part I), Vol 122, No 2, May 1965, pp 58-62 (Part II)
- Eduard Führ; Denken im Bestand. Zur ‚praxis‘ der Architekturtheorie; Hamburg 2004 (Auf der Suche nach einer Theorie der Architektur Bd. 8)
- Hartmut Häußermann, Walter Siebel; Neue Urbanität; Frankfurt/M 1987
- Hartmut Häußermann, Walter Siebel; Die schrumpfende Stadt und die Stadtsoziologie; in: Jürgen Friedrichs (Hg); Soziologische Stadtforschung; Opladen 1988, S. 75 – 94 (Sonderheft der ‚Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie‘)
- Rem Koolhaas; Delirious New York A Retroactive Manifesto for Manhattan, 1978
- Ursula Maier, Richard Vogt; Botanische und pedologische Untersuchungen zur Ufersiedlung Hornstaad; Stuttgart 2001
- Alexander Mitscherlich; Die Unwirtlichkeit unserer Städte (1965); Frankfurt/Main 1980
- Colin Rowe, Fred Koetter; Collage City; Cambridge Ma London 1978
- Georg Simmel; Die Großstadt und das Geistesleben (1903); in: ders. (M. Landmann, Hg.); Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft; Stuttgart 1957
- Robert Venturi; Complexity and Contradiction; New York 1966
- Rudolf Wildenmann (Hg); Stadt, Kultur, Natur. Chancen zukünftiger Lebensgestaltung; Baden-Baden 1989
- Johann Peter Willebrand; Grundriß einer schönen Stadt in Absicht ihrer Anlage und Einrichtung zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen, zum Anwachs und zur Erhaltung ihrer Einwohner (Hamburg, Leipzig 1775) (dieses Buch ist in d.a.t.a erhältlich: